

Benedikt Poetsch | Hattingen

geb. 1987, Dr. theol., Pastoralassistent
im Bistum Essen

benedikt.poetsch@bistum-essen.de



Was ist Berufung?

Eine Reflexion im Anschluss an das Zweite Vaticanum

Eines der wesentlichen Kennzeichen unserer Zeit ist die mit der Globalisierung einhergehende Pluralisierung der Gesellschaften. Die globalisierte Welt ist eine zutiefst plurale Welt, in der die Selbstverständlichkeit von Werten, Selbst- und Weltdeutungen einer massiven Infragestellung durch die Begegnung mit dem Anderen gewichen ist.

Die Erfahrung solcher Veränderung bewirkt Entzicherung: Das Gerüst vor-gegebener identitätsstabilisierender Faktoren wird brüchig. Das macht die Frage unumgänglich, wie Subjekte auch unter diesen ent- und häufig verunsichern-den Bedingungen eine stabile Identität ausbilden können. Angesichts großer soziokultureller und politischer Veränderungen treten Fragen in den Vordergrund wie: Was macht meine oder unsere Identität aus? Wer bin ich? Wer sind wir? Nach welchen Kriterien kann ich oder können wir diesbezüglich die richtigen Entscheidungen treffen?

Subjekte, die in einem christlichen oder gar dezidiert institutionell-kirchlichen Bezugsrahmen ihre Identität bilden, erleben diese Situation noch einmal in einer spezifischen Weise: Sie befinden sich schon seit mehreren Jahrzehnten zunehmend in einer Situation der Entzicherung. Was sie im Rahmen ihrer religiösen Sozialisation vielleicht noch als selbstverständlich wahrnehmen konnten, steht neben anderen religiösen und nicht-religiösen Optionen der Lebensgestaltung und verliert so seine Selbstverständlichkeit. Der Glaube und seine kirchliche Gestalt sind Relativierungstendenzen ausgesetzt. Diese zu verarbeiten, ist eine der zentralen Herausforderungen für gläubige Menschen in unserer Zeit.

Die hier vertretene Hauptthese besagt: Wer sein Leben aus dem christlichen Glauben heraus gestaltet, erfährt den entsichernden Pluralismus nicht nur in

einer spezifischen Weise als *Herausforderung* für die Identitätsbildung. Vielmehr hält der Glaube auch eine spezifische Option zur *Bewältigung* dieser Herausforderung bereit. Diese Option eröffnet sich in der theologischen Rede von Berufung: Im christlichen Glauben daran, dass Gott Menschen beruft, liegt eine Möglichkeit gelingender Identitätsbildung. Dieser Glaube hat uns gerade angesichts der besonderen Identitätstheoretischen Herausforderungen der Gegenwart etwas zu sagen. Dazu zählt nicht nur die skizzierte Situation der Entsicherung, sondern auch das Grundverständnis, das Menschen heute gemeinhin von sich selbst als Subjekten haben. Dieses Subjektverständnis soll im Folgenden näher beschrieben und dann, im Rückgriff auf das *Vaticanum II*, berufungstheologisch reflektiert werden.¹

Subjektivitätstheoretische Grundlinien

Edward Young hat die bekannte Wendung formuliert: „Wir werden als Originale geboren – wie kommt es, dass wir als Kopien sterben?“² Dieser Satz passt sehr gut zur Mentalität vieler Menschen heute: Wir leben in einem „Zeitalter der Authentizität“³, in dem es für viele Menschen (zumindest in der westlichen Welt) sehr wichtig ist, dass ihr Lebensstil in einer unverfälschten Weise ihr Selbstsein ausdrückt. Wir wollen so leben, wie es zu uns individuell passt. Die meisten heute lebenden Menschen, wenigstens in der westlichen Hemisphäre, werden es in diesem Sinn für eine gelingende Identitätsbildung als unabdingbar einstufen, dass sie ihre Lebensführung als authentisch wahrnehmen können.⁴ Allerdings werden die wenigsten Zeitgenossinnen und -genossen in unserer Kultur den christlichen Glauben als hilfreich wahrnehmen, um die eigene Subjektivität in dieser Weise zu entfalten. Im Gegenteil: Er scheint – gerade in den kirchlichen Formen seiner Vermittlung – einer authentischen Lebensführung entgegenzustehen, weil er die Menschen mit einer von außen auf sie zukommenden Offenbarung konfrontiert, die mit den wichtigen Fragen ihres Lebens – vermeintlich – nichts zu tun hat. Dagegen spricht das Zweite Vatikanische Konzil in einer Weise über Berufung, die für Menschen auf der Suche nach der Herausbildung einer authentischen Identität heute eine plausible Orientierung bieten kann.

1 Dieser Artikel referiert wesentliche Einsichten der im Frühjahr 2020 veröffentlichten Dissertation des Autors *Identität als Berufung. Eine subjektivitätstheoretische Erschließung der Berufungsthematik im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil*. Würzburg 2020.

2 E. Young, *Conjectures on original composition. In a letter to the author of Sir Charles Grandison*. London 1759, 42: „Born Originals, how comes it to pass that we die Copies?“ (Herv. im Original)

3 C. Taylor, *Ein säkulares Zeitalter*. Frankfurt/M. 2012, Titel des 13. Kapitels.

4 Mit dieser und der folgenden Feststellung schließe ich mich an die Beobachtungen C. Taylors in seinem Buch *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt/M. 2012 an. Vgl. zur Entstehung dieser Haltung insbesondere die Ausführungen über die „Wende zum Expressivismus“ in Kapitel 21.

Ein zweiter gewichtiger Aspekt gegenwärtigen Subjektdenkens ist die Fähigkeit von Subjekten zu instrumenteller Weltgestaltung. Für das Verständnis dieser Linie des subjektivitätstheoretischen Diskurses ist es wichtig, zu wissen, welchen geistesgeschichtlichen Ursprung die starke Betonung des Authentizitätstopos hat. Sie entspringt einer Gegenbewegung zu dem, was der Philosoph C. Taylor immer wieder als Desengagement bezeichnet.⁵ Subjekte gelten in der Neuzeit „nicht mehr als offen, porös und einer Welt der Geister und magischen Kräfte ungeschützt ausgeliefert“⁶. Vielmehr haben sie die Fähigkeit, sich von der Welt zu distanzieren und sie aktiv zu gestalten: Als ein Wesen, das sich zu sich selbst und seiner Umwelt kritisch in Distanz zu setzen vermag und genötigt ist, sich dazu frei zu verhalten, erfährt sich der Mensch als selbstwirksam.

Es lässt sich zeigen: Der Berufungsbegriff wird in einschlägigen Texten des Vaticanums II so verwendet, dass darin auch diese subjektivitätstheoretische Linie aufgenommen und theologisch verarbeitet ist.

Beide genannten Linien prägen die Selbstdeutung heute lebender Menschen als Subjekte. Zugleich stehen sie oft in Widerspruch zueinander, ist doch die Betonung des Authentizitätsgedankens philosophiegeschichtlich als Gegenbewegung zur einseitigen Fokussierung auf die Einordnung des Menschen als *maître et possesseur de la nature* (Descartes) auf den Plan getreten. Auch im Hinblick auf den Berufungsbegriff ist zu bedenken, dass beide hier nachgezeichneten Linien in ihm zur Geltung kommen und daher in ihrem berufungstheologischen Zueinander bestimmt werden müssen.

Berufung und Subjektivität im Vaticanum II

Berufung lässt sich im Anschluss an das Vaticanum II theologisch so verstehen, dass sie von Subjekten, die – unter den skizzierten neuzeitlichen Vorzeichen – auf der Suche nach einer gelingenden Identitätsbildung sind, als überzeugende Option betrachtet werden kann. Gemäß einer Konzilsdeutung von Herman Josef Pottmeyer führte das Vaticanum II die Entdeckung der Subjekthaftigkeit der Kirche, wie sie im Vaticanum I begann, fort.⁷ Das Vaticanum I betonte, dass Gott seinen Heilswillen über die Vermittlung durch kirchliche Subjekte bezeugen lassen will, die zu heilsgeschichtlichen Akteuren werden (im Fokus stand hier der Papst). Das Vaticanum II knüpfte daran an, hob nun aber die Subjekt-

⁵ Vgl. dazu C. Taylor, *Quellen des Selbst*, v.a. Kapitel 8. Vgl. auch ders., *Ein säkulares Zeitalter*, 793 [s. Anm. 3]: „Die heutige Ethik der Authentizität hat also eine lange Vorgeschichte. Und wenn wir diese Vorgeschichte betrachten, wird sichtbar, daß sie ihren Ort im Rahmen einer umfassenderen Kritik des abgepufferten, disziplinierten und vor allem auf instrumentelle, rationale Kontrolle bedachten Selbst hat.“

⁶ Ebd., 54.

⁷ Vgl. H. J. Pottmeyer, *Die zwiespältige Ekklesiologie des Zweiten Vaticanums – Ursache nachkonziliärer Konflikte*, in: TThZ 92 (1983), 272–283.

Berufung

haftigkeit aller Gläubigen hervor. Daher wird die Kirche als ganze in der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* (LG) als sakramental verstanden.⁸ Das bedeutet: Allen Gläubigen kommt eine je spezifische Form der Partizipation an der universalen Heilssendung der Kirche zu. In textgeschichtlichen Untersuchungen zu LG lässt sich zeigen, dass die Einführung des Berufungsbegriffs in LG genau diesem Kontext entsprang. Über das Zitat 1 Petr 2,4–10 (vgl. LG 10) hielt der Begriff Einzug in die Kirchenkonstitution und wurde dann in diesem Sinn ausbuchstabiert.

Gegenüber früheren lehramtlichen Weisen der Begriffsverwendung bedeutet dies eine auffällige Weitung. Zuvor hatte man den Begriff hauptsächlich auf Priester und Ordensleute bezogen. Der Begriff wurde überdies stärker ausgeweitet: Die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* (GS) verwendet den Berufungsbegriff in einem allgemein anthropologischen Sinn. So ist in diesem Dokument etwa die Rede von der „hohen Berufung des Menschen“ (GS 3). Der Begriff wird dabei inhaltlich eng verknüpft mit dem anthropologischen Topos der menschlichen Würde und dem Theologumenon der Gottebenbildlichkeit.

Betrachtet man diesen Befund vor dem Hintergrund der These Pottmeyers, so ergibt sich eine enge Verknüpfung zwischen Berufungstheologie und subjektivitätstheoretischer Deutung des jüngsten Konzils: Die Menschen allgemein wie auch die Christinnen und Christen im Speziellen finden sich gerade durch die Verwendung des Berufungsbegriffs als Subjekte bezeichnet. In einem spezifisch theologischen Sinn werden sie dadurch als heilsgeschichtliche Akteure qualifiziert: Den Christgläubigen kommt auf Grund von Taufe und Firmung subjektive Würde zu. Gott möchte mit ihnen als Subjekten bei der Durchsetzung seines Heilswillens kooperieren; das lässt sich durch die verschiedenen kirchlichen Gestalten von Berufung (Laien, Priester, Ordensleute) durchdeklinieren. Die Partizipation an der universalen Heilssendung der Kirche schließt mit ein, dass jeder Christ und jede Christin von Gott eine Berufung dazu erhält, dass er oder sie also als Subjekt ernstgenommen und in die Beziehung zu Gott als Heilszeuge hineingenommen ist. In GS wird der Subjektgedanke eingeholt über die Anerkennung der Würde des Menschen als Gottes Ebenbild, das sich gerade in dieser Subjekthaftigkeit als von Gott berufen erweist.

Berufung und Identität

Die These, dass Berufung und Subjektivität eng zusammengehören, lässt sich so konkretisieren: Berufung meint das Hineinfinden eines Subjekts in eine gelingende Identitätsbildung in der Gemeinschaft mit Gott. Inwiefern hat nun eine

⁸ Vgl. LG 1: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“

subjektivitätstheoretische Erschließung von Berufung etwas mit der Frage nach menschlicher Identität zu tun? Zur Beantwortung dieser Frage ist zunächst kurz zu erläutern, wie Charles Taylor den Begriff der Identität in sein Verständnis von Subjektivität einbaut. Es zeigt sich, dass sein Ansatz gut mit dem Berufungsbegriff des Vaticanums II verknüpfbar ist.

Die Identität und das Gute

Entscheidend für Taylors Identitätsverständnis ist die Bestimmung des Verhältnisses zwischen der Identität und dem Guten: Wir werten bestimmte Güter als besonders wichtig. Von solchen qualitativen Unterscheidungen hängt es ab, wie wir uns selbst als Subjekte verstehen und wie wir handeln. Güter, die dabei für uns besonders wichtig sind, nennt Taylor „Hypergüter“⁹. Welche Güter wir bejahen und vor allem, welche uns besonders wichtig sind, drückt aus, wie wir unsere Identität bestimmen: „Unsere Identität ist das, wodurch wir zu bestimmten vermögen, was für uns wichtig ist und was nicht.“¹⁰ Wie wir etwas gewichten, welche Bedeutung, welchen Wert wir ihm beimesse, das zeigt an und bestimmt, wie wir uns selbst verstehen. Taylor spricht von den für die Identität konstitutiven Gütern auch als moralischen Quellen, das heißt als „etwas, was uns, wenn wir es lieben, die Kraft verleiht, gut zu handeln und gut zu sein“¹¹.

Der Rahmen der Identität

Wir müssen als Menschen nicht nur im Sinne unserer Identität Entscheidungen für oder gegen bestimmte Hypergüter treffen. Diese Güter bewegen sich zwangsläufig in einem bestimmten Rahmen, von dem her sie plausibel werden. Natürlich ist es „überaus schwierig und problematisch für uns, das Gute zu artikulieren“¹². Dennoch kann die Identifikation mit den entscheidenden Lebensgütern nicht, wie es reduktionistische Theorien behaupten, willkürlich erfolgen. Es muss möglich sein, den Rahmen oder Horizont der Güter, in dem wir uns bewegen, so zu artikulieren, dass unsere Haltungen, Positionierungen und Handlungen sinnvoll erscheinen. Dass Menschen zum Beispiel bestimmte moralische Haltungen – wie allgemeines Wohlwollen, Achtung des Lebens, Wertschätzung des individuellen Glücks- und Erfüllungsempfindens, Toleranz – gutheißen, wollen und können sie gerade nicht als willkürliche Setzungen betrachten. Sie halten es vielmehr für wahr, dass diese Güter wirkliche Güter sind. Aus dieser Überzeugung schöpfen sie moralische Kraft. Ginge man davon aus, dass die Setzung von Hypergütern eine willkürliche Angelegenheit ist, dann könnte man sich angesichts der gleichen Gültigkeit oder Ungültigkeit dieser Güter nur gleichgültig

9 C. Taylor, *Quellen des Selbst*, 124 [s. Anm. 4].

10 Ebd., 56.

11 Ebd., 178.

12 Ebd., 184.

ihnen gegenüber verhalten. Noch weniger könnte man sie von anderen Menschen einfordern, die keineswegs von der Wichtigkeit dieser Güter überzeugt sind – wie es etwa im Blick auf die Menschenrechte geschieht. So heißt einen Rahmen oder Horizont artikulieren: „erläutern, wodurch unsere moralischen Reaktionen sinnvoll und verständlich werden“¹³. Insofern ermöglicht der Rahmen oder Horizont eine konstruktive Form der Identitätsbildung.

Trinitätstheologische Grundlage

Doch was hat das, was hinsichtlich der Identität von Subjekten deutlich geworden ist, mit der Kirche zu tun? Es ist ja nicht gesagt, dass sich die genannten Linien neuzeitlichen Subjektdenkens ohne weiteres theologisch einholen lassen. Nach einer ekklesiologischen Verortung kann dann eine berufungstheologische Konkretisierung erfolgen, die an die Einsichten des Vaticanums II anschließt.

Hierbei lässt sich bei einer ekklesiologischen Grundüberzeugung des Vaticanums II ansetzen: Die Kirche versteht man nur richtig, wenn man sie trinitarisch sieht.¹⁴ Die Kirche ist insofern sakramental, als sie Anteil am Leben Gottes hat und dieses bezeugt. Das hat eine fundamentale Verwiesenheit der Kirche in all ihren Vollzügen auf die drei göttlichen Personen zur Folge. Medard Kehl formuliert es so: „Die trinitarische Signatur der Kirche wollte das 2. Vatikanische Konzil neu ins Bewußtsein der Gläubigen heben; darum hat es gleich in den ersten vier Nummern der Kirchenkonstitution ‚Lumen Gentium‘ die Beziehung der Kirche zum dreifaltigen Gott sehr ausdrücklich entfaltet. Genau in dieser Beziehung sieht das Konzil das ‚Mysterium‘ der Kirche, ihren tiefsten theologischen Sinn: Durch die in Christus grundlegend geschehene und im Hl. Geist allen Menschen eröffnete Teilhabe am Leben der dreigestaltigen Liebe Gottes ist die Kirche dazu berufen und befähigt, als Bild und Gleichnis, ja als ‚Sakrament‘ dieser göttlichen Communio nun selbst Communio unter den Menschen zu sein, sowohl in ihrer eigenen gesellschaftlichen Gestalt wie auch im Dienst an der universalen Versöhnung der Menschheit und der ganzen Schöpfung (LG 1).“¹⁵

Die auf Christus und sein historisches Wirken als bleibenden Rekurspunkt verweisende Linie bindet die kirchliche Gestalt an offenbarungstheologisch begründete Vorgaben. Diese Dimension ist allerdings keine in sich abgeschlossene. Sie ist zunächst zu ergänzen um die Dimension des Vaters: Die kirchliche Gemeinschaft ist sein in der gemeinsamen Heilssendung geeintes Volk. Die Ergänzung um die Dimension des Heiligen Geistes wiederum zielt auf die je neue Aneignung der Botschaft Christi.

13 Ebd., 53.

14 Vgl. H. J. Pottmeyer, *Die zwiespältige Ekklesiologie*, 283 [s. Anm. 7].

15 M. Kehl, *Die Kirche. Eine katholische Ekklesiologie*. Würzburg 1992, 66.

Diese drei Dimensionen sind aufeinander angewiesen: „Wird der Bezug zum Vater vergessen, schwindet die gemeinsame Würde und Sendung aus dem Blick, die Grundlage der communio. Wird die Kirche nicht mehr als Leib Christi verstanden, bricht die communio der Ortskirchen und der Glaubenden auseinander in die vielen, die sich gegeneinander auf den Geistbesitz berufen. Wird schließlich vergessen, daß die Kirche Tempel des Heiligen Geistes ist, erstarrt sie zu einer Hieratokratie, dem Zerrbild der communio.“¹⁶

Berufungstheologische Synthese

Wie der Berufungsbegriff des Vaticanums II mit der Öffnung des Konzils für den Subjektgedanken verknüpft ist, habe ich bereits skizziert. Diese Skizze lässt sich jetzt auf ekklesiologisch-trinitätstheologischer Grundlage identitätstheoretisch ergänzen: Die pneumatozentrisch-charismatische Dimension von Berufung ist besonders mit dem Aspekt der Authentizität verknüpft. Denn dass die Identifikation mit den Gütern einer bestimmten Berufung (also einer bestimmten Entfaltungsform heilsgeschichtlicher Subjekthaftigkeit) möglich wird, lässt sich als Wirken des Heiligen Geistes deuten.

Die patrozentrisch-kommuniale Dimension korreliert besonders mit dem Gesichtspunkt der Würde des Subjekts: Die Identifikation mit den Gütern einer bestimmten Berufung erfordert ein Moment der Kooperation zwischen Gott und Mensch, bei welcher der oder die Berufene seine bzw. ihre eigene subjekt-hafte, (welt-)gestalterische Kraft einbringt, aber auch mit Kraft ausgestattet und so ermächtigt und befähigt wird, seine bzw. ihre Sendung über das menschlich mögliche Maß hinaus zu erfüllen. Grundlage dafür ist die in Taufe und Firmung begründete gleiche Würde und Sendung aller Gläubigen als Kinder des einen himmlischen Vaters.

Die christozentrische Dimension kann man besonders stark verbunden sehen mit dem Rahmen oder Horizont der starken Wertungen eines Subjekts: Die Identifikation mit bestimmten, als Lebensgütern erfahrenen Aspekten einer Berufung ist nur dann tragfähig, wenn sie kohärent ist und nicht innere Widersprüche beinhaltet, durch die sich die Identifikationen mit unterschiedlichen, einander widersprechenden Gütern wechselseitig blockieren. Als einen solchen Rahmen können gläubige Menschen den kirchlichen Boden erfahren, auf dem ihre Berufung wachsen kann.

Diese Zuordnungen sind nicht absolut zu setzen: Wie die drei göttlichen Personen voneinander unterschieden, aber nicht getrennt werden können, so sind die entsprechenden ekklesiologischen Dimensionen voneinander zu unterscheiden, aber nicht zu trennen. Die eine Dimension weist auf die andere hin, bedarf ihrer, setzt sie affirmativ voraus. Alle Aspekte der einzelnen kirchlichen Berufun-

16 H. J. Pottmeyer, *Die zwiespältige Ekklesiologie*, 283 [s. Anm. 7].

Berufung

gen sind darauf hin zu untersuchen, inwiefern in ihren unterschiedlichen Elementen jeweils unterschiedliche subjektivitätstheoretische Implikationen vorliegen. Der Berufungsbegriff eignet sich auf Grund seiner engen Verbindung mit dem Subjektivitätsgedanken besonders gut dazu, das Zueinander der verschiedenen ekklesiologischen und subjektivitätstheoretischen Dimensionen aufzuzeigen.

Identität als Berufung

Was bedeutet das jetzt konkret für Gläubige, die ihre Suche nach Identität als Suche nach ihrer Berufung verstehen? Wer auf dem Grund des christlichen Glaubens seine Identität herauszubilden versucht, ist nicht auf sich allein gestellt und muss nicht versuchen, sich selbst zu optimieren. Ausgangspunkt christlicher Identitätssuche ist, dass Jesus Christus sich mit uns identifiziert hat, noch bevor wir überhaupt beginnen, nach unserer Identität zu suchen. Jesus Christus vermag Gegenliebe zu wecken, so dass wir uns unsererseits mit ihm identifizieren. So wird Jesus Christus das zentrale „Hypergut“ in einem christlichen Leben, das es ermöglicht, sich inmitten der vielen möglichen Güter zu orientieren, und das zu finden, was die eigene Identität ausmacht. Man braucht sich dann nicht an dieses oder jenes Gut zu klammern. Man kann sogar alles verlieren, ohne sich selbst zu verlieren – wenn man nur Jesus Christus nicht verliert. Doch da er uns nie verliert, haben wir jederzeit die Möglichkeit, ihn wiederzufinden, wenn wir uns einmal von ihm entfernt haben. Wenn man also den Weg zur eigenen Identität bewusst als Berufungsweg beschreitet, dann ist der Ausgangspunkt eine sichere Bindung an Jesus Christus, die eine große Freiheit zu ganz verschiedenen Möglichkeiten der Identitätsbildung eröffnet. Mag auch alles unsicher werden und jede Identifikation fraglich: Der Ausgangspunkt christlicher Identitätsbildung bleibt die wechselseitige Identifikation zwischen Jesus Christus und mir – und von dort aus kann ich immer und unter allen Umständen einen Weg gelingender Identitätsbildung finden.

Heraus aus der Defensive

Wenn von Berufung die Rede ist, dann stehen wir in der Kirche oft vor allem unter dem Eindruck einer großen Krise. Manche Fakten stützen diese Sicht ja auch: So gibt es etwa immer weniger Priesteramtskandidaten, weniger Ordensleute und ein geringes Interesse von Laien an pastoralen Berufen.

Diese entmutigende Perspektive ist allerdings eine irreführende Verkürzung. Berufung meint ja nicht einfach kirchliche Berufe, sondern gelingende Identitätsbildung in der Gemeinschaft mit Gott. Diese kann sich bisweilen in der Ergriffung eines kirchlichen Berufs konkretisieren. Wenn man Berufung so versteht, dann geht es nicht um ein theologisches Sonderthema, das nur die wenigen Frommen betrifft, die intensiv fragen, was Gottes Wille für ihr Leben ist. Es

Reflexion

geht um das Thema Identitätsbildung, das alle Menschen betrifft. Im Hinblick auf die Identitätsthematik befinden sich allerdings nicht nur Christinnen und Christen in der Krise: In einer Zeit des entsichernden Pluralismus ist es für die meisten Menschen ein überaus schwieriges Unterfangen, herauszufinden, wer sie sind.

Auch Menschen, die an Christus glauben, kennen Identitätskrisen – das zeichnet sie nicht aus. Was sie auszeichnet, ist, dass sie durch ihre spezifische, berufungsförmige Art der Bewältigung solcher Krisen Zeugnis für eine gelingende Identitätsbildung in der Gemeinschaft mit Gott ablegen können. Der Glaube daran, dass Gott Menschen beruft, ist nicht eine zusätzliche Erschwernis der Identitätsbildung, sondern ein Schlüssel dazu, dass sie gut gelingen kann – und insofern ein Aspekt jener guten Nachricht, die Christinnen und Christen ihrer Mitwelt auszurichten haben.